„Eine verbindende Liebe zwischen Männern und Frauen

gibt es nicht, nur Leidenschaft,

und Leidenschaft ist tiefer Haß, der Liebesakt ein Kampf.“

D. H. Lawrence: Twilight in Italy

“Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe, die Liebe

ist nicht eifersüchtig, sie prahlt nicht, sie ist nicht aufgeblasen…sie sucht nicht den eigenen Vorteil, sie lässt sich nicht erbitten, sie trägt

das Böse nicht nach...

Alles deckt sie zu, alles glaubt sie, alles hofft sie,

alles erträgt sie.“

1. Korintherbrief. 13. Kapitel

„Wenn wir versuchen würden, die Psychologie der Frau

zur Gänze an Hand eines ‚Männermythos’ zu erläutern, würde das unweigerlich ein verzerrtes Bild ihrer Struktur ergeben.

Das gilt vor allem für die romantische Liebe, denn die

Gefühlsseite einer Frau entwickelt sich anders als die des Mannes und die Art, wie sie eine Beziehung erfährt, unterscheidet sich auf eine sehr diffizile Art von der des Mannes.“

R. A. Johnson: Die romantische Liebe. Der Irrtum des Abendlandes

**Prolog**

Das Mädchen lief. Seine Füße knickten Margeriten und Kornblumen, aber es achtete nicht darauf. Es hörte weder das Summen und Brummen der Bienen und Käfer, noch das Zirpen der Grillen, nur das Keuchen des eigenen Atems.

Das Mädchen lief. Schweiß floss ihm von der Stirn in die Augen und es blinzelte, stolperte und fiel, und dann war das Trampeln über ihm und in ihm, aber das Mädchen wehrte sich nicht und schrie nicht.

Erst als es vorüber war, öffnete das Mädchen die Augen. Jetzt erst nahm es das Zirpen der Grillen und das Summen von Bienen und Käfer wahr. Da begann es zu weinen. Es weinte über seine Schmerzen und weil es ahnte, dass nichts mehr sein würde, wie es gewesen war.

**Erster Tag**

*In alter Zeit, den Tagen König Arthurs, herrscht König Marke über Kurnewal. Er ist ein guter, ja edler König, den seine Untertanen um seiner Gerechtigkeit willen lieben. Als grausame Feinde in sein Land einfallen, kommt ihm aus Frankreich der gute König Riwalin von Lohnois mit seinem Heer zu Hilfe. König Marke erringt einen großen Sieg. Aus Dankbarkeit und ewiges Unterpfand ihrer Freundschaft gibt König Marke seinem Verbündeten seine einzige Schwester Blancheflur zur Frau. Die königliche Hochzeit findet im Schloss Tintagel statt, wo die Königin, schön wie eine „weiße Blume“, ein Kind empfängt.*

*Als König Riwalins Reich durch den verräterischen Herzog Morgan bedroht wird, kehrt der König mit seiner neuen Königin nach Frankreich zurück. Der tyrannische Herzog lockt ihn in einen Hinterhalt und ermordet ihn. Als Blancheflur davon erfährt, will sie nicht mehr leben. Doch ist sie gesegneten Leibes. Drei Tage verbringt sie in Schmerzen, am vierten Tag schenkt sie der Welt einen Sohn. In Trauer geborenen, sollte er den Namen Tristan, „Kind der Traurigkeit“, tragen. Danach stirbt sie.*

*Ein treuer Marschall von König Riwalin verbirgt das Kind und zieht es mit seinen Söhnen auf. Tristan lernt Lanze und Schwert, Schild und Bogen zu führen, Lüge und Verrat zu verabscheuen, den Schwachen beizustehen, und die Harfenkunst.*

*Eines Tages locken norwegische Piraten den jungen Tristan auf ihr Schiff. Als ein schrecklicher Sturm ausbricht, der wie die Piraten erkennen, von dem Jungen ausgeht, setzten sie ihn in einem Boot aus, das Tristan an die Küsten Kurnewals treibt, wo König Marke zu dem Kind, das die Harfenkunst beherrscht, Zuneigung fasst.*

*Tristan erfährt, wer er ist; der Sohn von Blanchefleur und der Neffe von König Marke, der Tristan zum Ritter ausbilden lässt. Bewehrt mit Schild und Lanze kämpft Tristan in Frankreich gegen den tyrannischen Herzog und besiegt ihn. Danach kehrt er nach Kurnewal zurück, um König Marke im Kampf gegen den riesenhaften Bruder der Königin von Irland beizustehen, der König Marke längst überfälligen Tribut schuldet.*

*Tristan besiegt auch den Riesen, aber dessen vergiftetes Schwert fügt ihm eine tödliche Wunde zu, gegen die nur die Königin von Irland das Gegengift besitzt.*

*Sie setzten Tristan in ein Boot ohne Segel und ohne Ruder, auch ohne sein Schwert, dessen er nicht länger bedurfte. Nur seine Harfe nahm er mit in das Boot, in dem er sieben Tage und sieben Nächte auf dem Meer dahin trieb, bis es ihn an eine Küste spülte und Fischer ihn fanden und Botschaft ihrer Herrin sandten, welche die Gabe des Heilens besaß. Sie war Isolde, die Blonde, Tochter der zauberischen Königin von Irland.*

*"Sie allein von allen Frauen der Welt vermochte ihn zu retten. Sie allein von allen Frauen wünschte inbrünstig seinen Tod."*

(SS 5-17)

**1**

Ein neuer Tag begann. Zuerst war es nur die Ahnung von Licht. Dann ein Flimmern, und schließlich ein Strahlen. Majestätisch stieg die blutrote Sonnenscheibe aus dem ägäischen Meer und verwandelte es in wogende Bronze.

Wie an jedem Morgen, wenn er die Netze einholte, hielt Wassilis, der Fischer, im Angesicht der Wiedergeburt des Lichts kurz inne und nahm seine Kappe ab. Sein Boot, die *Irene*, lag nordöstlich von Folegandros, einer kleinen Insel in der südlichen Ägäis. Er war ein gedrungener Mann, Mitte Sechzig, mit noch dichtem grauen Haar und Augen, so durchscheinend hell wie die See an einem Morgen wie diesem.

Wassilis spuckte ins Wasser und setzte die Kappe wieder auf. Kein Wind! Der Tag versprach wiederum heiß zu werden.

Er warf den Motor an und lenkte die *Irene* die Küste entlang auf die eine lange Felsnadel zu, hinter der sich die Einfahrt in den kleinen Hafenort Karavostasis verbarg.

Die *Irene* war ein gutes Boot, wie die Frau, deren Namen es trug, ihm eine gute Frau gewesen war. Vier Söhne hatte sie geboren, von denen zwei früh gestorben waren. Die überlebenden Söhne waren zu kräftigen Männern herangewachsen. Sie fuhren zur See und besuchten ihren verwitweten Vater nur selten. Aber sie sandten Geld, so oft sie konnten, denn die nächtliche Mühe lohnte kaum noch.

Wassilis lächelte in sich hinein, als er an seinen Neffen Yannis dachte, dessen Taverne in Karavostasis er täglich mit frischem Fisch versorgte. Ob er einen guten Fang heimbrachte oder einen schlechten, egal. Yannis verdrehte die Augen, warf die Arme hoch und brüllte. Niemand nahm sein Geschrei ernst, schon gar nicht Maria, Yannis Frau, deren Zunge so scharf war wie ein gut geschliffenes Messer. Jeder Mann hat die Frau, die er verdient, besagte ein altes Sprichwort. Yannis verdiente Maria. Ob aber Maria Yannis verdiente, war eine andere Frage.

Der Fischer kannte jeden Felsvorsprung und jede Krümmung der steil abfallenden Küste. Er umfuhr eine Untiefe und kehrte in Küstennähe zurück.

Eine kleine, von mächtigen Klippen überragte Bucht, tat sich auf.

Keine Bäume säumten das halbmondförmige Rund. Nur ein einzelner, verkrüppelter Baum trotzte den Gezeiten. Hier spuckte das Meer oft Treibgut an Land. Aber die letzten Wochen waren ungewöhnlich windstill gewesen.

Wassilis kniff die Augen zusammen. Unter dem Baum lag etwas, das gestern noch nicht da gewesen war.

Wassilis drosselte den Motor, lenkte die *Irene* in seichtes Wasser, warf den Anker, und watete an Land.

\*

Athen brütete unter der Hitze eines Augusttages. Die antike Handelsstadt verdankte ihren Namen Pallas Athena, der Lieblingstochter von Zeus, die angetan mit Helm und Brustpanzer dem väterlichen Haupt entsprang. An die Muttergöttin der Ägäis, die mit verbundenen Augen Recht sprach, weil sich ihr Blick nicht nach außen, sondern nach innen richtete, erinnerten nur noch ihr Symbole, Waage und Eule.

In der Hafenstadt Piräus ergoss sich ein nicht enden wollender Menschenstrom aus Bussen, Autos und Taxis auf die Anlegestellen der Fährschiffe zu. Die Luft war dick vom Smog, der Lärm ohrenbetäubend.

„Erste oder zweite Klasse?“, fragte ein Beamter den vor ihm stehenden Mann, während er dessen Reservierung kontrollierte.

"Erste Klasse", antwortete Robert Keller.

In dem kleinen Büro der Schiffsagentur war es stickig heiß. Während der schwitzende Beamte ihm sein Ticket überreichte, streifte Roberts Blick den wie in riesiges totes Insekt an der Decke klebenden Ventilator. „Kaputt“, seufzte der Beamte und Robert nickte mitfühlend.

Erleichtert trat er auf die Straße. Zwar zeigte sich die Hafenstadt von ihrer hässlichsten Seite, aber jenseits des Lärms und Gestanks wusste Robert das offene Meer und die ägäischen Inseln.

Der Blick einer Blondine streifte den hoch gewachsenen Mann mit der hohen Stirn und dem braunen Haarschopf. Er trug ein hellblaues Polohemd mit kurzen Ärmeln, sandfarbene Jeans und bequeme Sandalen. Arme, Hände, Gesicht und Nacken. waren braungebrannt, die Finger lang und feingliedrig. Eine schmale Nase deutete Sensibilität an, der das markante Kinn zu widersprechen schien. Der weiche Mund signalisierte Sinnlichkeit, aber die graublauen Augen forderten Distanz.

Der Österreicher war Schriftsteller. Seit sein drittes Buch erschienen war, feierten ihn Kritiker, die seine früheren Werke nicht einmal wahrgenommen hatten, als *den* Science-Fiction-Autor im deutschsprachigen Raum. Liebe und Tod, die beiden großen Leitmotive der westlichen Literatur, zeitkritisch auf den Punkt gebracht! Derart plakativ bejubelte die Presse seinen Roman „Phönix Dreitausend“, der ihn in die Bestsellerlisten katapultiert hatte.

Die blonde Frau riskierte einen zweiten Blick. Um die Vierzig, schätzte sie, während sie überlegte, ob das ein Mann war, der sie anzog oder abstieß.

Wäre Robert sich der Fragestellung bewusst gewesen, hätte er sich vermutlich selbst eine Frage gestellt: War er, was sein Verhältnis zu Frauen betraf, zum Zyniker geworden? Aber als er das Fallreep zur *Canaris* hoch stieg, kreisten seine Gedanken um den Medienrummel des letzten Jahres. Um ihm zu entkommen, hatte er die Einladung seines Freundes Peter zu einer Kreuzfahrt durch die Ägäis angenommen.

Sein Freund sammelte Prominente wie andere Briefmarken. Aber er war lange Zeit alles andere als prominent gewesen. Ihre Freundschaft reichte bis in die Schulzeit zurück.

Aus einem nicht ersichtlichen Grund stockte der vielsprachige Menschenstrom vor ihm und die Nachkommenden drängten sich gegen ihn. Etwas bohrte sich Robert schmerzhaft in die Rippen. Als er sich umwandte, sah er in die Augen einer Frau, die ihn entschuldigend anlächelte.

Das frische Gesicht der jungen Frau gefiel Robert. Sie hielt einen Seesack an sich gepresst, aus dem ein langes, verpacktes, spitzes Ding herausragte. "Angelroute?", fragte er gutmütig, und die junge Frau nickte. Da setzten sich die Menschen vor ihm wieder in Bewegung, und als Robert am Oberdeck ankam und sich nach der jungen Frau umsah, war sie im Gewühl verschwunden.

Er fand seine Kabine und wollte sich erfrischen, aber aus dem Hahn des Wasserbeckens kam nichts als warme Luft. Als er versuchte, das Bullauge zu öffnen, klemmte es. „Kaputt!“ dachte Robert amüsiert und verließ fluchtartig die Kabine.

Auf den Decks lagerten Jugendliche mit bunten Rucksäcken. Dazwischen hockten Einheimische auf Holzbänken, Männer mit mürrischen oder ergebenen Gesichtern, und Frauen, die ohne ihre zahlreichen Gepäckstücke aus den Augen zu lassen, ihre Kinder überwachten.

Ein Beben durchlief den Schiffskörper und die Gangway wurde hochgezogen. Am Pier zogen die Händler mit ihren Bauchläden voller Süßigkeiten und Glückslosen zum nächsten Fährschiff weiter, Hafenarbeiter lösten die Trossen von den Pollern, und die *Canaris* legte ab.

\*

Robert war an Deck geblieben. Als sie sich der Wallfahrtsinsel Tinos näherten, wo die ersten Passagiere von Bord gehen würden, beobachtete er eine einzelne Möwe, die wie ein Silberpfeil niederschloss, zuschnappte, und sich dann, die Beute im Schnabel, träge auf den Wellen treiben ließ.

„Jäger und Opfer“, dachte Robert. Aber die Rollen in diesem uralten Drama waren nicht immer so eindeutig.

Hatte er nicht lange Zeit geglaubt, sein Leid sei einzigartig auf der Welt und unterscheide sich vom Leid aller anderen? Fühlte er sich nicht wie die meisten seiner Mitmenschen erhaben über die Kräfte, die ihn, ohne dass er es sich eingestand, schwach und abhängig machten? War nicht auch er wie eine seiner frühen Bühnengestalten dem Trugschluss erlegen zu glauben, er könne seine Begierde besiegen, obwohl der vergiftete Stachel nach wie vor in ihm steckte?

Morgen würden sie auf der Insel sein, vor der die Yacht seines Freundes ankerte. Peter sammelte Prominente als Freunde. Er hatte Vulven gesammelt. Die Frauen selbst interessierten ihn nicht. Als er sich eines Tages, seiner selbst überdrüssig, gefragt hatte, weshalb die Frauen so bereitwillig mitspielten, war er zu dem überraschenden Schluss gelangt, dass sie ihn gewähren ließen, *weil* er besessen war.

Damals begann er zu ahnen, dass sich unter der nur hauchdünnen Zivilisationsschicht ein uraltes Wissen um die Magie der Vulva verbarg, in die der Mann zurückkehren möchte, um rein und unschuldig wiedergeboren zu werden. Diese Erkenntnis hatte ihn dermaßen aufgewühlt, dass seine Gier in Enthaltsamkeit umschlug.

Aber das war vor Elvira gewesen, die wie ein Wirbelsturm in sein Leben einbrach. Denn in seinem Leben gab es eine Zeit *vor* Elvira und eine Zeit *nach* Elvira. Die Zeit *mit* Elvira gehörte einer Art Zwischenreich an, an das er lange nicht gerührt hatte. Mit einer Ausnahme, überlegte Robert nicht ohne Schuldbewusstsein. Inzwischen war Elvira mit Peter verheiratet. Zuerst hatte er gezögert, die Einladung des Freundes anzunehmen. Aber dann war er neugierig geworden.

Immerhin wusste er heute, dass Elvira nicht zu einem Teil seiner selbst geworden war, weil er sie dazu gemacht hatte, sondern weil sie von Anfang an ein Teil von ihm gewesen war. Da seine Liebe nicht ihr galt, sondern dem perfekten Gegensatz seines männlichen Ich, hatte er im Grunde genommen eine Frau geliebt, die nur in seiner Phantasie existierte.

An Deck war Ruhe eingekehrt. Schon begann das bleifarbene Meer mit dem Himmel zu verschmelzen. Jemand streichelte leise die Saiten einer Gitarre und irgendwo perlte ein Mädchenlachen über Bord.

"Schön", sagte jemand leise neben ihm, und Robert, der sich wie bei einem verbotenen Gedankengang ertappt fühlte, was ihn weniger überraschte, als amüsierte, sah in die Augen der jungen Frau von der Gangway.

Er dachte an das spitze Ding in ihrem Seesack und erkundigte sich, ob sie zum Angeln nach Griechenland gekommen sei, was sie lachend verneinte. Die Angel, erfuhr Robert, gehörte ihrem Schwager, der sehr vergesslich sei. Dann reichte sie ihm die Hand und stellte sich als Karin Weber vor.

„Und Sie sind Robert Keller“, sagte sie lachend, bevor sie erklärte, das Konterfei eines gewissen Schriftstellers so häufig in den Medien gesehen zu haben, dass es unmöglich war, ihn auf dem einzigen Fährschiff zu übersehen, das Folegandros in dieser Woche von Piräus aus anlief.

„Damit ist die Mannschaft der *Kalypso* wohl komplett“, fügte sie hinzu und Robert nickte.

*Kalypso* war der Name von Peters Yacht, auf der sich bereits ein Geschäftsfreund und dessen Frau befanden. Neben diesem Ehepaar hatte Peter auch seine Schwägerin eingeladen.

Unauffällig, wie er hoffte, musterte Robert Elviras Schwester. Sie war jünger, Mitte Zwanzig, schätzte er, und etwas größer und schlanker als Elvira. Braunes stark gekräuseltes Haar, eine kleine Nase und eine glatte Haut, verliehen ihr jenen mädchenhaften Reiz, der ihm schon auf der Gangway aufgefallen war.

Legte man als Maßstab nicht Elviras außergewöhnliche Erscheinung an, war ihre Schwester nicht schön. Dazu waren ihre Züge zu unregelmäßig, der Mund eine Spur zu groß. Aber dieses Manko, falls es denn eines war, machte ihre offensichtliche Bereitschaft, gerne und viel zu lachen, mehr als wett.

„Klar wie Bernstein“, dachte Robert, als er in Karins Augen sah, die sich erkundigte, ob er die Insel kannte, auf der Peter auf sie wartete.

Folegandros, erklärte Robert, sei nicht viel mehr als ein winziger Landsplitter in der Ägäis. Er hatte die Insel während seiner rastlosen Wanderjahre entdeckt. Damals galt sie als Geheimtipp. Das schien sie immer noch zu sein, was wohl daran lag, dass sie sich wegen ihrer steil abfallenden Küsten nach außen hin schroff und abweisend präsentierte. Zwar besaß sie kleine, zauberhaften Buchten, aber die musste man sich erobern, entweder zu Fuß, mit einem Esel, oder mit einem Boot. Das machte diese Insel zum Zufluchtsort für diejenigen, die sich im klärenden Licht der Ägäis nicht nur körperlich erholen wollten.

Bei seinem ersten Aufenthalt, erzählte Robert, gab es in der Chora, dem Hauptort, noch kein Hotel. In Karavostasis, dem Hafenort, konnte man sich bei Fischern einquartieren, für die man, wenn man einige Brocken Griechisch beherrschte, ein gern gesehener Gast war. Damals war die Insel noch nicht elektrifiziert, aber in der Chora betrieb man mit Hilfe eines Generators bereits einen Fernsehapparat. Der stand mit der Bildseite nach innen im offenen Fenster des leeren Lokals, während die Einheimischen vor dem Lokal auf ihren Stühlen hockten und das in ihrem Rücken brüllende Ungeheuer ignorierten.

Als er zwei Jahre später zurückkehrte, gab es auf der Insel schon Strom. In Karavostasis konnte man ein Auto mieten und über eine neue Straße in den Hauptort fahren, wo ein Hotel geplant war. Die Einheimischen hockten immer noch auf ihren Stühlen vor dem Lokal mit dem Fernseher, der inzwischen ins Innere des Lokals verbannt worden war.

„Nur an der Lautstärke hat sich nichts geändert“, schmunzelte Robert.

Sie schwiegen, während sie das Aufgehen des Abendsternes bewunderten. Dann erzählte Karin von den Segelstunden, zu denen Peter sie verdonnert hatte. Bei der Erinnerung an ihren peniblen, in praktischen Dingen jedoch hilflosen Schwager, tanzten in ihren Augen Goldpünktchen, und Robert, der es bemerkte, ertappte sich bei dem Gedanken, dass es süß sein müsste, mit ihr zu schlafen.

-------------------------------------------------------------------------------------

(Zweiter Tag)

Der Deutsch sprechende Grieche stand in der kleinen Bucht, in der Wassilis am Vortag seine Entdeckung gemacht hatte.

Kyon Theophanes war Kriminalbeamter im Ruhestand. Im Verlauf seines langen Berufslebens hatte er sich einen guten Ruf erworben, den er Intelligenz und Ausdauer, einer guten Portion Menschenkenntnis, und seiner Intuition verdankte. Neben seiner Muttersprache und Deutsch sprach er fließend Englisch und Französisch. Seine Sprachkenntnisse erwarb er während seiner langjährigen Aufenthalte in London, Paris und München, wo er während der Zeit seines Exils als Privatdetektiv gearbeitet hatte.

Als zwar nicht aktiv in die Politik eingreifender, aber politisch Interessierter, zu dessen Freundeskreis Intellektuelle und Künstler gehörten, von denen die meisten linksliberal, in den Augen der Junta jedoch linksradikal waren, kam er während der Diktatur der Obristen einer drohenden Verhaftung zuvor und floh ins Ausland. Nach dem Sturz der Junta kehrte er nach Athen und in den Polizeidienst zurück. Seine unkonventionelle Lösung einiger schwieriger Fälle brachte ihm internationale Anerkennung ein, aber auch das Misstrauen seiner Landsleute, das er geduldig überwand.

Nie in seinem langen Berufsleben war Kyon in Versuchung geraten, einen Fall anders, als mit den distanzierten Augen des Ermittlers zu sehen. Aber es gab wohl immer ein erstes Mal. Man hatte ihn gerufen und er war gekommen. Nicht als Beamter, der er nicht mehr war, sondern als Onkel, und vor allem als Bruder.

Zwar waren die Gegenstände verschwunden, die Wassilis vor zwei Tagen gefunden hatte, aber das galt glücklicherweise nicht für die Spuren, denn die letzten Tage waren windstill gewesen. Mit einer kleinen automatischen Kamera, die er aus einer Brusttasche seines Hemdes hervor holte, fotografierte Kyon eine Vertiefung im Sand, die ein Körper hinterlassen hatte. Er sah zu den Klippen hoch, um abzuschätzen, von wo aus er abgestürzt sein konnte.

Die tiefen, runden Fußspuren stammten zweifelsfrei von Wassilis Sandalen, während sich die kürzeren und schmäleren, die von den Felsen her kamen, im Wasser verloren. Er entdeckte auch Abdrücke, die ein einzelner, linker Fuß hinterlassen hatte und sah nachdenklich auf die kleinen, kreisrunden Vertiefungen daneben. Nicht ohne Bedauern musterte er seine teuren Ledersandalen und die schwarzen Hosen, bevor er sich bückte, Sandalen und Socken auszog, die Hosen hochkrempelte und zu einem einzelnen Felsblock watete, der halb aus dem Wasser ragte. Kyons Augen leuchteten auf. Mit einem Taschenmesser schabte er winzige blaue Lacksplitter in ein Kuvert, das er der anderen Brusttasche seines Hemdes entnahm.

Hinter ihm plätscherte es im Wasser und Kyon nickte seinem Bruder zu. Ihr Äußeres war so unterschiedlich wie das Leben, das sie führten, aber immer noch benötigten sie kaum Worte, um sich zu verständigen.

Trotz der brütenden Hitze, beschloss Kyon, zu Fuß nach Karavostasis zurückzugehen. Kurze Zeit später sah er dem Kaïke seines Bruders nach, bis es hinter einem Vorsprung der Klippen verschwand. Er zog Socken und Sandalen an, öffnete die obersten Knöpfe seines Hemdes, prüfte nach, ob Kamera, Taschenmesser und Kuvert gut verstaut waren, löste das Halstuch, das Wassilis ihm geborgt hatte, knotete es sich um die Stirn, und machte sich an den Aufstieg.

Zwanzig Minuten später verließ er den Eselpfad. Oberhalb der Klippen, wo der Pfad in einen Fußweg einmündete, der von der Chora, die Kyon hinter sich wusste, nach Karavostasis führte, entdeckte er auf einem Stein rostrote Partikel, daneben ein einzelnes, langes rotes Haar und sogar eine Haarsträhne.

Nachdem er die Partikel, bei denen es sich um Blut handeln dürfte, sorgsam abgeschabt und das Haar und die Strähne verwahrt hatte, befand sich nur noch ein leeres Kuvert in seinen Taschen, und er hoffte, dass seine improvisierte Ausrüstung reichen würde.

Danach brachte er einen Stein ins Rollen und verfolgte dessen Fall. Das Steinchen landete genau an der richtigen Stelle im Sand.

Während Kyon den Weg entlang wuchernder Machiastauden weiterging, überlegte er, wie viel er wusste. Es war wenig genug.

Hätte sein Bruder Mittwoch Abend nicht die Taverne ihres Neffen im Hauptort aufgesucht, wüsste er weder von den Tränen von Yannis Tochter Helen, noch vom Flirt ihres Mannes Kikos mit der rothaarigen Touristin, die mit ihrer Begleitung zur Besatzung der Yacht gehörte, die seit einigen Tagen vor Karavostasis ankerte.

Als Wassilis erledigt hatte weshalb er in die Chora gekommen war, kehrte er gegen 21 Uhr in die Taverne zurück. Nicht nur die Touristen waren verschwunden, auch Kikos und Helen. Das war sehr ungewöhnlich, und sein Bruder hatte sich gewundert.

In dieser Nacht traf Wassilis erst spät in Karavostasis ein, wo Yannnis ihn am Pier abfing. Händeringend informierte er ihn vom rätselhaften Verschwinden seiner Tochter und seines Schwiegersohnes. Da die Nacht windstill gewesen war, hatten die beiden, unabhängig voneinander, Einheimische überreden können, sie mit ihren Booten nach Santorin zu bringen, wo es einen Flughafen gab.

Am Morgen danach entdeckte Wassilis in der Bucht unterhalb der Chora ein Umhängetuch, das die Rothaarige getragen hatte, und daneben ein grausiges, blutverkrustetes Haarbüschel. Zwar waren diese Gegenstände inzwischen verschwunden, aber Kyon stimmte der Befürchtung seines Bruders zu. Wassilis hatte ihn gerufen und er war gekommen, weil es seine Pflicht war, ihrem Neffen zu helfen. Diese Hilfsbereitschaft musste jedoch enden, falls sich herausstellen sollte, dass Yannis Tochter oder ihr Mann etwas mit dem Verschwinden der rothaarigen Touristin zu tun hatten.

Weil es keine Leiche gab, hütete Kyon sich an ein Gewaltverbrechen zu denken. Es könnte sich auch um einen Unfall gehandelt haben. *Dagegen* sprachen die verschwundenen Gegenstände, und dass keine Vermisstenmeldung vorlag. Das einzige was zu diesem Zeitpunkt feststand war, dass Helen und Kikos die Insel verlassen hatten, bevor sein Bruder seine Entdeckung machte.

Am Kamm war es vollkommen windstill. Zum Landesinneren hin breiten sich sanfte Hänge aus, auf denen Oliven und Feigenbäume wuchsen. Kyon, der das würzige Gemisch aus Macchia und wilden Kräutern roch, dachte überrascht, wie vertraut ihm dieser Geruch immer noch war. Wie die Bergkuppen erinnerte er ihn an seine Heimatinsel Kreta, die er vor vielen Jahren verlassen hatte. Der Unterschied war nur, dass die Berge in der Umgebung seines Heimatdorfes nicht kahl, sondern von dichten Pinienwäldern bedeckt waren.

Jahrelang hatte er jeden Gedanken an sein Heimatdorf vermieden, weil sich damit die Erinnerung an jenen Tag verband, der ihr Leben für immer veränderte hatte. Zwar war er damals erst acht Jahre alt gewesen, aber das traurige Häuflein misshandelter Partisanen und die ausdruckslosen Gesichter der deutschen Soldaten, hatten sich ihm tief ins Gedächtnis eingegraben.

Als die Deutschen kamen, befanden sich die Brüder nicht im Dorf. Den Grund, weshalb sie von zu Hause ausgerissen waren und in ihrem Versteck bei der aufgelassenen Zisterne auf einem Hügel Zuflucht gesucht hatten, wusste Kyon nicht mehr. Von hier aus konnten sie, ohne gesehen zu werden, den Dorfplatz überschauen. Er erinnerte sich an einen dornigen Zweig, der sich ihm schmerzhaft in den Fuß gebohrt hatte, und an sein Jammern, aber Wassilis hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt und geboten zu schweigen. Und dann war das Wehklagen den Hügel herauf gekrochen. Die Frauen klagten, weil man die Männer wegbrachte, alle Männer des Dorfes, auch ihren Vater, auf den das alte Sprichwort zutraf: Er ist ein Kreter, also ist er ein Rebell. Ihr Vater hatte *philotimo*, den Mut und die Bereitschaft zu kämpfen, und wenn nötig zu sterben.

Auch seine Scham fiel Kyon wieder ein. Er schämte sich, weil sie sicher in ihrem Versteckt hockten, während die Deutschen die Männer wegführten, aber Wassilis hatte ihm erklärt, auch das sei Mut. Gerade wegen dem was in ihrem Dorf geschah, mussten sie leben.

Als die Salven der Maschinengewehre einsetzten, nahm der Bruder ihn in die Arme. Danach herrschte eine furchtbare Stille. Das Schrecklichste aber war der Schrei eines Esels, dieses allabendliche heiser anschwellende Schluchzen als letztes Zeugnis einer unwiederbringlich verlorenen Normalität.

Immer wenn Kyon an sein Heimatdorf dachte, würde ihm der Schrei dieses Esels in den Ohren gellen.

Er sah wieder die Häuser des Dorfes vor sich. Ihre wie erloschenen Augen, und den leeren Dorfplatz, auf dem Maria Falantaki die *Sousta* getanzt hatte, langsam, im engen Kreis sich drehend, während ihr Bräutigam sie ein letztes Mal umwarb. Es war der Tag ihrer Hochzeit gewesen. Alle Einwohner des Dorfes hatten sich um die Tanzenden versammelt, die sich dem Rhythmus der Musik und des Blutes überließen. Nur er war abseits gesessen, bis Wassilis ihn hochgezogen hatte und zu den anderen führte.

Wie er die schneebedeckten Berge seiner Heimat vermisste! Die dichtstämmigen Johannesbrotbäume, die Weite fruchtbarer Ebenen, Kretas Farben und Gerüche. Ihre Mutter war vor Ausbruch des Krieges gestorben, und obwohl sie noch Kinder waren, schlossen sie sich nach dem Massaker den Partisanen an. Nach Kriegsende schickte man sie zum Mann einer Schwester ihrer Großmutter, der auf Folegandros eine Taverne besaß. Während Wassilis sein Leben lang auf der Insel blieb, war er der Einladung einer Verwandten seiner Mutter nach Athen gefolgt, wo er studiert hatte und nach dem Militärdienst zur Polizei ging.

Seit dem Aufstand der Kommunisten war das politische Klima in seiner Heimat vergiftet. Daran änderte sich auch nichts, nachdem das Land zur Monarchie zurückgekehrt war. Zwar lernte Kyon, sich aus einer Politik herauszuhalten, die ihm nur aus Widerspruch und Gewaltbereitschaft zu bestehen schien, aber letztendlich hatte es ihm nichts genützt. Als er ins Exil ging war er Zweiunddreißig und unverheiratet.

Auf seinen Reisen, die ihn auch nach Deutschland führten, verliebte er sich ausgerechnet in eine deutsche Philosophiestudentin. Durch sie lernte er die anderen Deutschen kennen, junge Menschen, die dem Entsetzlichen, das geschehen war, genauso fassungslos gegenüberstanden wie er selbst. Inzwischen waren viele Jahre vergangen, in denen er zu der Überzeugung gelangt war, dass der Wahn einer selbst ernannten Herrenrasse und die industrialisierte Tötung von Millionen Menschen solange unbegreiflich bleiben musste, als man sie nicht als Höhepunkt einer Entwicklung begriff, die viele Jahrhunderte früher begann. Öffnete sich nicht für jede Zivilisation, die ihr Fundament auf Gewalt begründete, irgendwann die Büchse der Pandora? Gottes Mühlen mahlten zwar langsam, aber sie mahlen sicher und über weite Zeiträume hinweg.

Dass er heute so dachte, lag einerseits an seinen Kindheitserlebnissen und andererseits an seiner Frau Christina. Ein Jahr, nachdem sie sich in München kennen gelernt hatten, heiratete er die inzwischen promovierte Philosophin. In sein Dorf war er nie zurückgekehrt, weil er befürchtete, die wenigen Überlebenden würden ihm den "Verrat" selbst nach all den Jahren, die inzwischen vergangen waren, nicht verzeihen. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte die Blutrache in seiner Heimat ganze Familien ausgerottet.

*Philotimo*!

Heute verstand Kyon darunter etwas anderes als damals, als er jung war und wie seine Landsleute erfüllt vom Drang nach Vergeltung. Vielleicht hatte seine Frau ja Recht, die behauptete, er wählte seinen Beruf nur, um den Rachetrieb seiner Ahnen in zivilisierte Bahnen zu lenken. Christina war es auch, die ihn ermuntert hatte, seiner Intuition zu vertrauen, wogegen er sich lange gewehrt hatte. Sie machte ihn darauf aufmerksam, dass sich das Wort Kyon im Althebräischen aus „die greifende Hand“ entwickelte, die für den Buchstaben K stand, und aus Y, "das Auge", einer Art wachsames Tätigsein. Die Kombination dieser Buchstaben drückte in vielen Kulturen die Fähigkeit der Seher aus etwas wahrzunehmen, das sich nicht auf das unmittelbar Sichtbare beschränkte.

Sein zweiter Vorname war Dimitrios, in der Mythologie der Sohn der Erdgöttin Demeter, die man auf Kreta Hera nannte. Andere kannten sie als Athena, die Göttin es Rechts. Auch er kämpfte zeitlebens für Gerechtigkeit. Sein Motiv war jedoch nicht die Bestrafung von Schuld, sondern die Verhinderung von Verbrechen. Dieses Bemühen hatte ihn zu einem profunden Kenner der menschlichen Psyche gemacht, deren Verirrungen ihn immer wieder faszinierten und erschütterten.

Kyon schritt jetzt kräftiger aus. Vor ihm lag, eingebettet in einer Mulde, ein Haus aus rohen Steinquadern. Daneben befand sich ein Brunnen. Dankbar beugte er sich der modrigen Kühle entgegen. Am Brunnenrand tummelte sich eine winzige orange Eidechse. Er bewunderte die grazile Schönheit des Reptils, bevor er den Eimer hoch holte, Gesicht und Nacken wusch und das Stirntuch befeuchtete.

Irgendwo zwischen den Hügeln blökten Schafe. Er vernahm auch das Meckern einer Ziege. Aber obwohl das Haus bewohnt schien, war niemand zu sehen. Eine Weile stand Kyon ruhig da und konzentrierte sich auf das verblüffende Gefühl von etwas Vertrautem, bevor er auf den Weg zurückkehrte.

Bald lag unter ihm eine weitere kleine Bucht, die der vorherigen glich, nur dass in ihr nicht einmal ein einzelner Baum den Gezeiten trotzte. Keine Kieselsteine, sondern eine Sandbank säumte den schmalen Strand. Im Sand erregte ein Glitzern Kyons Aufmerksamkeit, und weil ihm sein Instinkt riet, der Ursache nachzugehen, machte er sich seufzend an den Abstieg.

-------------------------------------------------------------------------------------

Theseus, der Sohn des Königs von Athen, soll dem Minotaurus geopfert werden. Mit Hilfe der kretischen Prinzessin Ariadne und deren Liebesdienst gelingt es ihm, das kretische Ungeheuer zu besiegen und dem Labyrinth zu entkommen.

Bei seiner Heimkehr nach Athen vergisst Theseus das schwarze Segel der Trauer abzunehmen. Als sein Vater, König Aigeus, den Sohn tot glaubt, stürzt er sich aus Gram in das Meer, das fortan seinen Namen trägt.

Unter dieser Legende lagern ältere Geschichten aus einer Zeit, in der Europa aus Feuer und Schwert geboren wurde und die Göttin der Ägäis ihr Haupt verhüllte.

Zumeist präsentiert sich das ägäische Meer dramatisch nur über seine, von kontinentalen Schüben empor gepressten, gefalteten und auseinandergerissenen Inseln. Bisweilen aber tobt es sturmzornig. Dann scheint dionysisches Gelächter über den Frevel der Menschen, es den Göttern gleichtun zu wollen, so lange über die Ägäis zu heulen, bis sich die Göttin der Menschen erbarmt und ihren Sohn in ihr Reich heimholt, das weder Vergangenheit, noch Zukunft kennt.

Jeder dieser Stürme ist wie ein Tod. Aber danach beginnt neues Leben.

\*

Auf der *Kalypso* machte sich Dr. Weller für den Landgang mit Robert fertig.

Zur selben Zeit verließen Helen und Kikos ihr Appartement in Athen, um zum Flughafen zu fahren. Sie hatten einen Flug in der Nachmittagmaschine nach Santorin gebucht und würden am nächsten Tag frühmorgens die auf Folegandros anlegende Fähre nach Sikinos nehmen.

Viele Meilen entfernt kämpfte sich ein kleiner Schoner durch das Meer. Anfangs tanzten nur harmlos aussehende Schaumkronen auf den Wellen. Dann erschien eine einzelne Wolke am Horizont. Ein mächtiges Tief über Nordeuropa drehte überraschend nach Süden ab, der schon überfällige Meltemi aus dem Nordwesten vereinte sich mit arktischen Stürmen aus dem Norden, und gemeinsam fauchten sie südwärts.

Giorgos, der Krüppel, saß auf der Bank vor seinem Haus und massierte sein einziges Bein. Neben ihm lehnte die verhasste Krücke. Er war zweiundvierzig Jahre alt und vor dem Unfall ein kräftiger Mann gewesen, der von seinen Einkünften als Fischer ein bescheidendes Dasein gefristet hatte. Seither war er gezwungen, von Almosen und Einkünften aus dubiosen Geschäften zu leben.

Das kleine Haus lag am Ende eines weißen Sandstrandes unterhalb der Klippen. Auf den Hügeln dahinter wuchsen Feigenbäume, weiter oben gab es Olivenhaine und jede Menge Eukalyptus. Es war ein malerischer Flecken Land. Aber Giorgos hatte keinen Blick dafür. Als seine Frau noch lebte, hatte ihm die Einsamkeit des Ortes nichts ausgemacht, die ihn seit ihrem Tod immer wieder über die Hügel in den Hauptort trieb.

Vor dem Unfall hatte Giorgos keinen Tropfen Alkohol angerührt. Inzwischen war er zum Alkoholiker geworden. Auch jetzt war er betrunken. Blinzelnd sah er zum Strand, wo ein neues Boot lag, über das sich der Mann beugte, dem er diese Neuerwerbung verdankte.

Sven warf Flossen und Schnorchel in das Boot. Er war wütend. Dieser sabbernde Idiot war auf eigene Faust vorgegangen, was nur in einer Katastrophe enden konnte. Aus dem erwarteten Geschäft war nichts geworden, aber zum Glück befand sich die restliche Ware in Sicherheit.

Seit er wusste, dass es sich bei dem Fremden, dem er auf dem Weg zur Höhle begegnet war, um einen Kriminalbeamten aus Athen handelte, fühlte Sven sich mehr als unbehaglich. Und jetzt gab es zu allem Überfluss auch noch einen Mord zu untersuchen.

Er zog das Boot in den kleinen Verschlag nahe dem Ufer und sah auf seine Armbanduhr. Es ging auf drei Uhr zu. Rosemarie würde schon ungeduldig sein. Im Moment wäre er sie gerne losgeworden. Aber wie zum Teufel sollte er das anstellen?

Der Betrunkene sah dem jungen Mann entgegen, und Sven, der glaubte, in dessen schwimmenden Augen etwas wie Spott zu entdecken, schnaubte voller Verachtung. Wortlos ging er an den Krüppel vorüber, öffnete die Tür und trat ins Haus.

Giorgos, der glaubte, das Geräusch eines sich nähernden Motorbootes zu hören, hob den Kopf und lauschte. Aber außer dem sanften Anschlag der Wellen an die Klippen, konnte er nichts wahrnehmen. Dennoch tauchte in seinem vom Alkohol vernebelten Gehirn der vage Gedanke auf, er müsse den Schweden warnen. Aber dann griff er erneut zur Flasche und vergaß seinen Vorsatz.

\*

An die tausend Meter vor der kleinen Bucht entfernt, in der sich Giorgos Haus befand, machte die Küste einen scharfen Knick. Hier war Gil im Schutz einer Felsnadel an Land gegangen. Es war besser, nicht direkt zum Haus des Schmugglers zu fahren, denn er hatte keine Ahnung, was ihn dort erwartete.

Gil machte das Beiboot an einem Stein fest und sah sich um. An dieser Stelle war die Küste besonders stark zerklüftet. Schaudernd dachte Gil an die Kletterpartie, die ihm bevorstand. Aber er hatte keine Wahl.

Zur selben Zeit versperrte Kyon die Tür zur Kapelle und nahm den Schlüssel an sich. Kein Lufthauch regte sich, als er einen Augenblick lang vor der Kapelle stehen blieb. Er konnte nicht wissen, dass er auf der gleichen Stelle stand wie Maria Falantaki, als sie den Mann ängstigte, dessen Frau er suchen musste. Dennoch dachte er in diesem Augenblick an die Witwe.

Maria stand vor ihrem Haus und schien ihn zu erwarten. Als er auf sie zuging, nickte sie ihm wortlos zu und Kyon folgte ihr ins Haus.

Der quadratische Wohnraum, in dem es erfrischend kühl war, enthielt eine offene Feuerstelle mit Töpfen und Pfannen, eine einfache Lagerstatt, einen Schrank, und den klobigen Holztisch mit zwei Stühlen, an dem sie, einander gegenüber sitzend, Platz nahmen. Sah man von einem Bild der Madonna und dem Hochzeitsfoto von Helen und Kios ab, waren die gekalkten Wände zwar schmucklos, aber auffallend sauber.

In der Landkarte des Gesichts der alten Frau konnte Kyon die Spuren ehemaliger Leidenschaften und Entbehrungen ausmachen. Aber in ihren Augen entdeckte er die Anzeichen von Weisheit, Verständnis und Güte.

Hier tickte keine Uhr die Zeit weg. Kein Holz knarrte unter der Last vergangener Jahre. Als Kyon, einem inneren Drang folgend, die Augen schloss, hörte er nur das Strömen seines eigenen Blutes. Dann sagte Maria mit überraschend kräftiger Stimme: „Du bist wie ich.“

Weil die Dunkelheit, in die er glitt, nichts Beängstigendes an sich hatte, ließ Kyon sich von dem starken Willen der Frau davontragen.

Bevor er sich verlor, hörte er nochmals ihre Stimme.

\*

Vor ihm glomm ein Licht auf und erlosch wieder. Rufe durchdrangen die Dunkelheit und Kyon vernahm den anschwellenden Ton einer Schiffssirene.

Er stand über den Klippen und wusste, dass es sich bei den nähernden Lichtern um Sturmlaternen handelte. Da war es auch schon vorüber.

Über ihm breitete sich ein klarer Himmel aus. Ein Keuchen hinter ihm ließ ihn herumfahren, und er sah eine Frau, die mit wehendem Haar auf ihn zulief. Ein Mann verfolgte sie, und als Kyon die Absicht des Mannes erkannte, wirbelte er herum, um die am Abgrund stehende Frau zu warnen. Aber über seine Lippen kam kein Laut. Entsetzt sah er, wie die Frau die Arme ausbreitete und in die Tiefe sprang.

\*

Kyon fand sich allein am Holztisch im Haus der Witwe wieder. Sein Puls raste, als wäre er gelaufen. Gegen halb Fünf hatte er das Haus der Witwe betreten. Inzwischen war die Dämmerung eingefallen.

Erst als er ins Freie trat, erkannte Kyon, was er für den Einbruch der Dämmerung hielt, war eine violett-schwarze Wolkenwand, die sich mit rasender Schnelligkeit der Insel näherte.

Was hatte Maria gesagt, bevor ihr Bewusstsein ihn fort trug? "Es darf sich nicht wiederholen!“

-------------------------------------------------------------------------------------

(Dritter Tag)

Maria Falantaki stieg die Stufen der Kapelle hinab. Weder ihre Kuppel, noch das Kreuz, nur das mit Steinen ausgelegte Muster des Vorbodens, unterschied sie von den anderen Kapellen auf der Insel. Dass eine fremde Tote in der Familienkapelle lag, störte die alte Frau nicht. Der Tod löschte alles aus, jeden Unterschied und jeden Stolz. Auch die Jugend der Toten rührte sie nicht. War es nicht besser, in der Blüte des Lebens zu gehen, als dahinzuwelken?

Sie hatte vor langer Zeit aufgehört, die Jahre zu zählen. Inzwischen empfand sie keine Trauer mehr, aber auch keinen Schmerz. Sie war nur ein Tropfen in der ewigen See, dessen Bestimmung es war, das Fließen in Gang zu halten. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Als sie an der Mole vorüberging, rief ihr ein Mann, der rauchend vor seinem Haus stand, einen Gruß zu, den sie nicht wahrnahm. Der Mann wunderte sich, denn das war nicht die Art der Witwe. Aber dann hörte er die Stimme seiner Frau, die ihn zum Essen rief. Den Kopf schüttelnd trat er die Zigarette aus und ging ins Haus.

Maria Falantaki dachte, alles würde kommen, wie es kommen musste. Es war sinnlos, sich dagegen aufzulehnen. Sie konnte nicht eingreifen, nur warnen, und das hatte sie getan. Alles andere lag in Gottes Hand.

Ihrer inneren Stimme gehorchend, schritt sie durch den Pinienwald mit dem fremden, bunten Haus, das Touristen mit sich herumtragen, über den Strand, wo sich zwei junge Männer den sengenden Strahlen der Mittagssonne aussetzten, und bog auf den Weg ein, der in die Klippen hinaufführte. Unter einem der Sträucher am Wegrand lag ein alter Hund. Als die Witwe an ihm vorüberging, winselte das Tier leise. Die gelb gefleckten Augen sahen der Frau nach und der dünne Schwanz begann zu wedeln. Mühselig rollte sich der Köter auf die Beine und folgte der Frau.

Als Maria oberhalb der Klippen die Stelle erreichte, zu der es sie hinzog, hockte sie sich in den spärlichen Schatten, den ein Felsblock warf, und wandte ihr Gesicht dem Meer zu. Die Zeit war gekommen, um in ihr Dorf zurückzukehren. Für sie, aber auch für Kyon. Oh ja, sie hatte im Mann den Knaben erkannt! Maria lächelte nicht. Aber in ihren Augen lag ein warmer Schimmer.

Einige Meter entfernt rollte sich der Köter unter einer ausgetrockneten Staude zusammen. Die lederne Schnauze atmete die Witterung der Frau ein, er seufzte und schloss die Augen. So warteten beide in ihr Schicksal ergeben, die alte Frau und der Hund.

*Spinnst Du den Faden, Schwester?*

*Den richtigen Faden?*

*Feuer in den Adern.*

*Ist es das, was sie Hass nennen?*

*Wie Du mir, so ich Dir.*

*Kein Erbarmen!*

*Schlage! Steche! Würge! Brenne!*

*Wehe! Wehe! Wehe!*

*Nimmst Du Maß, Schwester?*

*Das richtige Maß?*

*Goldstaub auf der Haut.*

*Ist es das, was sie Liebe nennen?*

*Dieses Schweben?*

*Komm Liebster, flieg mit mir.*

*Morgentau im Netz Deines Haares.*

*Sternenstaub.*

*Schneidest Du den Faden, Schwester?*

*Den Faden?*

*Verloren. Vertan. Unentrinnbar.*

*Der Hahn weiß es.*

*Er kräht am dritten Tag.*